

Maik Brüggemeyer

# Catfish





**MAIK  
BRÜGGEMEYER**

**CAT  
FISH**

**EIN  
BOB  
DYLAN  
ROMAN**

**WALDE+GRAF bei METROLIT**

## **Hinweis**

Dies ist keine Biografie über den Songwriter Bob Dylan, sondern ein Roman. Alle hier im Buch beschriebenen Begegnungen sind frei erfunden. Einzelne Zitate aus frei verfügbaren Interviews mit Bob Dylan sowie Songzeilen aus seinen Liedern hat der Autor für dieses fiktionale Werk verwendet (sie sind im Anhang vermerkt), aber viele der Äußerungen und Dialoge in diesem Buch sind erfunden. Ähnlichkeiten mit realen Personen sind darüber hinaus zufällig und nicht beabsichtigt.

Ohne seinen Schritt zu verlangsamen, sah er mich an, und in seinen Augen blitzte das Mondlicht. Er blinzelte, und es sah aus, als formten seine Lippen den Satz: „Du machst die Musik lebendig.“

Ob er es wirklich gesagt hat, ist nicht so wichtig. Wichtig ist nur, dass ich dachte, ich hätte es gehört, und ich habe es nie vergessen.

(Bob Dylan, „*Chronicles*“, Verlag Hoffmann und Campe, Übersetzer Gerhard Henschel, Kathrin Passig, Hamburg, 2004)



## Kapitel 3

---

# CATFISH

Transatlantikflüge sind immer ermüdend, und kaum etwas ist so nervenaufreibend wie der amerikanische Zoll. Aber wer glaubt, sich danach einfach in ein Taxi setzen zu können und unbehelligt dort anzukommen, wo er hin will, der irrt gewaltig. Zunächst folgte ich treuherzig den „Exit“-Schildern, nur um zu erkennen, dass ich schließlich wieder am selben Gate ankam, an dem ich meine Flughafen-Odyssee begonnen hatte. Ein zweiter Gang brachte das gleiche Ergebnis. Erst als ich beim dritten Versuch eines der Schilder ignorierte, gelangte ich aus dem Gebäude hinaus an eine Art Lieferantenzufahrt. Von dort aus umrundete ich den Komplex, sah nach etwa einer Viertelstunde Fußweg endlich einen Taxistand. Der Fahrer, der mich schließlich nach Brooklyn brachte, war, wie er mir sehr bald berichtete, eigentlich der Sänger einer persischen Black-Metal-Band, an deren Namen ich mich allerdings nicht mehr erinnern kann. Auch ein erster Höreindruck, den er mir ungefragt gewährte, hinterließ keinen bleibenden Eindruck in meinem übermüdeten Gehirn.

Mein Hotel befand sich, wie ich nach Ankunft verstört feststellte, zwar an derselben Straße wie das *Catfish*, aber in einem anderen Stadtteil, etwa vier Meilen entfernt. Neben meinem fensterlosen Zimmer befand sich, dem Geruch nach zu urteilen, eine chinesische Garküche. Vor dem *Bedford* marschierte etwa ein Dutzend uniformierter greiser Männer mit der Flagge der Konföderierten vorbei. Einigen von ihnen fehlte ein Arm, anderen

ein Bein, einer fuhr auf einem Hochrad, ein anderer saß in einem Rollstuhl und jonglierte einarmig drei Bälle, die aussahen wie Weltkugeln. Die durchtrainierte Frau mittleren Alters, die mich mit der Fahrrad-Rikscha von Williamsburg zum Restaurant in Prospect Heights kutscherte, war aller Wahrscheinlichkeit nach ein transsexueller Mormone.

Wenn man in New York ist, muss man solche Kuriositäten nicht erfinden, sie passieren einfach, weil die Stadt sie sich ganz von alleine ständig ausdenkt. Sie ist aufs Erzählen programmiert. So erschafft sie sich selbst.

Das *Catfish* war der erste Ort auf meiner Reise, der genauso war, wie ich es erwartet hatte: ein kleines, schummrig beleuchtetes, schlauchartiges Lokal mit roten Ziegelwänden und schweren Balken unter der Decke. An diesem Abend waren alle Tische besetzt, und zwischen den Gesprächsfetzen schlängelte sich eine Fiddle hindurch, die zum Tanz spielte. Die Melodie erkannte ich sofort. Das Stück hieß „La Danseuse“. Gespielt von Delma Lachney, begleitet von Blind Uncle Gaspard. Die Aufnahme stammte aus den Zwanzigerjahren. Der Beatnik Harry Smith hatte den Song aus der fernen Südstaatenvergangenheit Mitte der Fünfziger für allezeit vor dem Vergessen bewahrt, als er seine alte Sammlung von Schellackplatten auf modernes Vinyl pressen ließ und unter dem Titel „*Anthology Of American Folk Music*“ veröffentlichte. Die Sammlung wurde eine Art Gebetbuch für junge Folkies aus dem Greenwich Village wie Dave Van Ronk, Phil Ochs, Tom Paxton – und Bob Dylan.

An der Theke war noch ein Platz frei. Strategisch kein schlechter Ort, um alles im Blick zu haben. Ich bestellte bei der in die Jahre gekommenen Barfrau im *Allman Brothers*-T-Shirt



ein Baguette mit Roast Beef und Salat, das auf der Karte „Po' Boy“ hieß, und einen Cocktail aus Rum, Zimt, Zucker und Sahne, den sie hier „Hurricane“ nannten. Der würde mich wieder wach machen. In Deutschland war es jetzt drei Uhr morgens. Ich musste noch ein bisschen durchhalten, um den Jetlag zu bezwingen. Der Alkohol stieg mir schnell zu Kopf, zu schnell vielleicht – nach dem zweiten „Hurricane“ merkte ich bereits, wie alles um mich herum langsam unschärfer wurde und bei jeder Bewegung vor meinen Augen leicht hin und her schunkelte. Ich brauchte frische Luft und beschloss, die vier Meilen zum Hotel zu laufen. An diesem Abend, so dachte ich, konnte ich eh niemanden mehr ansprechen.

Als ich vom Barhocker stieg, öffnete sich die Tür und einer dieser Rosenverkäufer, wie sie auch bei uns abends durch die Kneipen tingeln, kam herein. Ich beachtete ihn nicht weiter, doch als ich, um einen geraden Gang bemüht, an ihm vorbei zum Ausgang strebte, bemerkte ich, dass es keine Rosen waren, die er verkaufte. Die Blüten wirkten nur durch das gedimmte Licht rötlich, waren aber eigentlich weiß. Mein Blick landete auf der verspiegelten Sonnenbrille des Verkäufers, in der man die auf den Tischen stehenden Kerzen und die aufeinander einredenden Gäste sehen konnte. Er zog die linke Augenbraue hoch und flüsterte: „Smell that sweet magnolia blooming.“

Selbst bei dieser Lautstärke klang seine Stimme wie das Krächzen eines Greises. Dabei war der Mann vermutlich etwa in meinem Alter, Ende dreißig. Ein dünnes Menjou-Bärtchen spross unter seiner prägnanten Nase, er trug einen weißen Anzug, auf seinem Kopf saß etwas schräg ein leicht vergilbter Trilby. Es mag am Alkohol gelegen haben oder an meiner

Müdigkeit, aber für mich war das in diesem Moment ohne Frage der Bob Dylan, den ich suchte, der Trickser und Herumtreiber, den Manni mir vor über zwanzig Jahren beschrieben hatte. Mit einem Schlag war ich wieder wach, und zugleich erzeugte der Alkohol, der durch meine Blutbahn zirkulierte, jenen Mut, der notwendig war, um den Fremden anzusprechen.

„Bist du Bob Dylan?“

Natürlich die denkbar dümmste Frage, um den Mann, der sich nicht fassen ließ, zu stellen. Mein Gegenüber verzog sein Gesicht wie unter Schmerzen.

„Wer?“, fragte er.

„Du“, sagte ich.

„Was?“, fragte er.

„Bist du Bob Dylan?“

„Was ist denn das für eine Frage? Würdest du Lady Gaga auch so eine Frage stellen?“

„Äh, nein.“

„Warum nicht?“

„Erstens, weil ich sie durchaus von Bob Dylan unterscheiden kann – Verkleidung hin oder her – und zweitens, weil sie mich nicht sonderlich interessiert.“

„Hast du mal mit ihr gesprochen?“

„Nein.“

„Woher willst du wissen, dass sie dich nicht interessiert, wenn du noch nie mit ihr gesprochen hast? Und was verstehst du eigentlich unter ‚interessieren‘? Interessierst du dich nur für das, was andere Leute schon über Dinge und Menschen gesagt haben, oder interessierst du dich auch für die Wahrheit dahinter?“

Ich merkte, dass er im Kopf weitaus schneller war als ich und mir entkommen würde, wenn ich meine Strategie nicht änderte.

„Wohin gehst du?“, fragte ich ein bisschen hilflos.

„Heute Abend gibt es kein Wohin“, sagte er. „Das ist längst schlafen gegangen. Und was ich morgen vorhabe, kann ich dir noch nicht sagen.“

„Hast du denn keine Verpflichtungen?“

Er lachte, hielt mir die Blumen hin und schüttelte den Kopf. „Hast du Verpflichtungen?“

„Ich bin im Urlaub. Ich werde mir morgen die Stadt anschauen.“

„So wie ich dich gerade kennenlerne, schaust du dir nicht die Stadt an, sondern nur das, was du in Zeitungen und schlaunen Büchern über sie gelesen hast, stimmt's? So wirst du das wahre New York sicher nicht kennenlernen.“

„Was soll denn das sein, das wahre New York?“

Er hob die Schultern, als könne er das nicht beantworten. Tat es dann aber doch. „Die hustenden Heizungsrohre“, sagte er, „die summenden Klimaanlage, der Klang der verlassensten Straßen, die Mädchen, die in der U-Bahn von ihren Seitensprüngen erzählen, die Geheimnisse der Stadtstreicher und die Lieder, die die Leute morgens in der Dusche singen. Die Wahrheit halt.“

Ich nickte stumm und er fuhr fort:

„Aber ich mag Highways eigentlich lieber als Städte. Da kann man überall und nirgends zur gleichen Zeit sein. Und ich liebe das Land. Die Flüsse und die Wälder – und diese gewaltige Leere. Das Land hat mich zu dem gemacht, der ich bin. Ich bin wild, und ich bin einsam. Auch wenn ich in Städten unterwegs bin,

fühle ich mich an den leeren Plätzen am meisten zu Hause. Aber warum, in aller Welt, erzähle ich dir das überhaupt alles?“

Dann schaute er sich um, als suchte er jemanden – irgendjemanden.

„Ich muss los“, sagte er hektisch. „Wir sehen uns.“

„Wo sehen wir uns?“

„Hörst du nicht zu?“, fragte er genervt. „Überall und nirgends, auf den Straßen und in den Bars, auf dem Land, in New York, in Richmond, Virginia und in New Orleans, in Powhatan und Jerusalem, in ...“

„Bielefeld.“

„Bielefeld?“ Er lachte überrascht auf. „Meinetwegen. Meinetwegen in Bielefeld – wo immer das auch ist.“

Er wandte sich ab, um an den Tischen endlich seine Magnolien zu verkaufen. Ich beobachtete ihn noch eine Weile und ging dann zur Tür hinaus auf die verlassene Bedford Avenue.

Eigentlich ist alles verdammt gut gelaufen, dachte ich. Gleich am ersten Abend habe ich ihn gefunden. Aber es fühlte sich nicht an wie ein Triumph. Im Gegenteil. Ich hatte mich einfach zu dämlich angestellt.

Es war ein langer Weg zum Hotel, und als ich etwa eine Stunde später am *Bedford* ankam, war ich schon wieder ein bisschen versöhnt mit mir. Was hatte ich erwartet von einem Mann, dessen bekannteste Lieder aus Fragen bestanden? „Wie viele Straßen muss ein Mann hinuntergehen, bevor man ihn einen Mann nennen kann? Über wie viele Meere muss eine weiße Taube segeln, bevor sie im Sand schlafen kann? Und wie viele Meilen muss eine Kanonenkugel fliegen, bevor sie für immer verboten wird?“, heißt es in „Blowin’ In The Wind“, und der Refrain

von „Like A Rolling Stone“ fragt sarkastisch: „*How does it feel?*“ – wie fühlt sich das an, ohne ein Zuhause zu sein, in der Fremde, ganz allein, ohne einen Weg zurück, wie ein rollender Stein?

Er hatte sich mir nicht zu erkennen gegeben, aber verleugnet hatte er sich auch nicht. Er hatte sich mehr Zeit für mich genommen, als ich verdiente. Da war es sein gutes Recht, ein wenig Verstecken mit mir zu spielen. Ich wusste ja, dass er das liebte. Er fand in der Verwandlung zur Wahrhaftigkeit. Das musste man nicht auf Anhieb verstehen.

Schon als pausbäckiger Mittelklassejunge hatte er sich als weitgereister Landstreicher inszeniert und die Weisheit eines Greisen in seine Stimme gelegt. Als man ihn als Protestsänger feierte, gab er den Beatnik und Hedonisten, als die Öffentlichkeit ihn als diesen erkannte, hatte er sich selbst bereits in Bibelstudien und das amerikanische Folkerbe versenkt. Er war immer einen Schritt voraus, und nur er kannte den Weg.

So gesehen war meine Frage nach dem Wohin genau die richtige gewesen. Und was er über das wahre New York gesagt hatte, korrespondierte doch mit dem, was ich darüber dachte. Er hatte mich mit seinen Augen auf die Welt schauen lassen, und ich hatte es nicht bemerkt. Ich musste ihn wiedersehen. Meinetwegen auch in New Orleans oder Jerusalem.